Mut ches Gartengitter.

Humoreske von Alwin Römer.

Seit Gerold Gunzenbach die kleine goldene Medaille und den Amerikanerdiplom ergattert hat, der für seine Bilder zu tüchtig blecht, ist er Grundbesitzer geworden, draußen in Tannenbrück, wo Sommerwitbe und Bauern eine G. m. b. H. zur Verwertung von Fellen gegründet haben. Es ist das eine sehr einträgliche Industrie, da es sich nämlich um Menschenfelle handelt, die sie den Sommer über leichtsinnigen Großstädtern glatt über die Ohren ziehen. Mit Gerold Gunzenbach machen sie jedoch eine Ausnahme. Ihn rechnen sie halb und halb zu den Ihrigen. Bringt er doch fast die Hälfte des Jahres in ihrer Mitte zu!

Sogar an ihrem Stammtisch haben sie ihm ein Plätzchen eingeräumt, eine Ehre, die von ihnen „Fremden" selten genug erwiesen wird. Denn an diesem Stammtisch beraten sie über das Wohl und Wehe des Gemeinwesens trotz behördlichen Körperschaften und regeln auch alle ihre kleinen Streitigkeiten untereinander, die ja nicht ausbleiben. Der Stammtisch ist also eine Art Nebenregierung von Tannenbrück, und seine Debattenergebnisse haben eine von allen Mitgliedern stillschweigend anerkannte bindende Kraft. Auch Gerold Gunzenbach muß sich den Entscheidungen der ehrenwerthen Runde in allen Stücken fügen. Aber grade dadurch ist sein Enthusiasmus für Tannenbrück nicht mehr auf der alten Höhe! Auf das Idyll, von dem er noch im Winter wie von einem modernen Paradies geschwärmt hatte, war ein Schatten gefallen, als ich ihn jüngst besuchte.

Wir stiegen von der Station zu der waldreichen Höhe hinauf, auf der sich die alten traulichen Bauernhäuser neben den schmucken, leicht gebauten Villen in einem bunten Kranze hinziehen. Plötzlich bekam ich einen heftigen Schreck. Mitten in dem wohlthuenden Grün der Tannen, aus dem die weiß und lichtgrau gehaltenen Häuschen mit den grun gestrichenen Fensterläden lagen, wurden meine Augen von einem Gartengitter geradezu angeschrien. Wie ein Narrenspuk muthete mich die unerhörte Buntheit an! Als ob ein Farbenhändler seine ganze Musterkarte ausrauf hätte zur Anschauung bringen wollen! Aber nicht etwa in Uebergängen und Abtönungen, sondern immer von dem bizarren Bestreben geleitet, möglichst forsche Gegensätze hervorzuzaubern! Jeder der einzelnen Gitterstäbe zeigte sich zweifarbig, die obere Hälfte in einem kräftigen Widerspruch zur unteren, dabei aber stach jede Hälfte gegen ihre Nachbarschaft rechts und links wieder ebenso brutal ab. Ich mußte an Bajazzi-Gewänder, festliche Schiffswimpel und ähnlichen bunten Kram denken und fand doch, daß diese Tollheit hier noch verblüffender wirkte!

„Mein Gott!" sagte ich, mir die Augen reibend, „welches Rhinozeros hat denn das angegeben?"

Gerold Gunzenbach aber sagte dumpf und gar nicht so fröhlich lachend, wie das sonst seine Art war:

„Das Rhinozeros war ich! Lassen Sie sich die Geschichte erzählen! Als ich diesen Frühling in Tannenbrück einzog, drohn in mein abseits gelegenes Sommhäuschen, sah ich zu meinem Erstaunen, wie just jemand meinen Gartenzaun frisch bepinselte. Statt des von mir seinerzeit gewählten ruhigen Grau's versah er es mit einem häßlichen Braun und morderte dadurch geradezu die feinen Schattirungen des aufknospenden Blattwerks der dahinter angepflanzten Sträucher. Ich schüttelte bestürzt mein armes Malerhaupt. Aber des Räthsels Lösung sollte mir alsbald werden.

Tannenbrücker Teigkneter, Herr Heinrich Wutschel, ein Mann, der an Umfang von Jahr zu Jahr zunimmt und dadurch in einen schreienden Gegensatz zu seinen Semmeln gerathen ist, erschien auf der Bildfläche und erklärte mir nach herzhaftem Gruß und Händeschütteln, daß da leider eine kleine Verwechslung geschehen sei, die man zu spät bemerkt habe. Das Gartengitter seines Sommerhauses habe gestrichen werden sollen, nicht das meine. „Aber", setzte er augenzwinkernd hinzu, „groß ist das Unglück schon deswegen nicht, weil das Winterwetter ja auch Ihr Staket hollisch mitgenommen hatte. Sie hätten so wie so streichen lassen müssen! Darum meine ich, Sie lassen fünfe grade sein und finden sich mit unserem Malermeister in Güte ab. Er wird's Ihnen nicht zu theuer berechnen!"

„Ihr Malermeister geht mich gar nichts an, verehrter Herr Wutschel!" sagte ich verdrießlich. „Wenn mein Zaun wirklich gestrichen werden mußte, so hätte ich das schon selbst veranlaßt, und dann hätte es nach meinem Geschmack geschehen! Dieses unmögliche Braun ist geradezu eine Beleidigung für mich und ich verlange, daß Sie mir meinen Zaun wieder so herstellen lassen, wie er vorher war! Selbstverständlich auf Ihre Kosten."

Wutschel wurde vor Wuth so roth wie Kirschmus, sprach kein Wort mehr und stiebelte sporenstreichs von dannen. Das war mir nun doppelt amüsant. Gerade dem Geizkragen gönnte ich den kleinen Reinfall von Herzen.

Ich hatte aber die Rechnung ohne unsern Stammtisch gemacht, zu dem auch er zählt. Sie wissen, wir haben da so eine Art Schiedsgericht, dem sich jeder unterwirft, um Frieden in der Gemeinde zu behalten. Und es ist im Grunde genommen auch ganz nett, aber — na, Sie verstehen mich ja! Als ich am Abend zum erstenmal wieder in der Runde erschien, wurde ich ziemlich kühl aufgenommen. Ich ließ meine Verstimmung jedoch nicht merken, bis der vorsitzende, ein ganz gemeiner alter Junge, das Wort ergriff und meinen Streit mit seinem Schwager, dem Semmelbäcker, auf die Tagesordnung setzte.

Und sie kletzten zusammen wie Pech und Schwefel gegen mich, den sie nahezu Gottmenschen, der nicht zur Sippe gehört. All mein Parlamentiren war vergeblich. Ein zweiter Spruch fand und wurde Schulze schließlich den Auftrag, um auch mit zu einer Art Recht zu verhelfen, daß ich beauftragt sein sollte, nunmehr das Gartengitter des Bäckermeisters nach meinem Geschmacke streichen zu lassen. Und nicht einmal auf meine Kosten! Großartig, nicht?

Ich mußte mich also zufrieden geben, trank einen Versöhnungsschluck mit dem schwatzgelben Wutschel und sann auf Rache. Schon am nächsten Tage verdarbte ich den Dorfmaler und entzweite ihn das Muster, nach dem er das Nachbargitter herstellen sollte. Es war ungefähr diese lächerliche Zusammenstellung von Farben, die Sie hier vor sich sahen.

Mit himmlischen Belugen sah ich den Farbenkübel entleeren. Mein Nachbar mußte sich hinter seinem neuen Gitter wie ein ausgesperrter Affe ausnehmen, wenn er, die ganze Geschichte nicht sofort durchschaute, überhaupt überhaupt hinzu.

Und ich wollte lachen, . . . lachen, bis mir die Augen übergingen! . . .

Aber proste Mahlzeit! Die Sache kam anders, lieber Freund, ganz anders! Denn Sie mögen's glauben oder nicht: Schon fanden sie das lächerlich verbunte Gitter, diese Tannenbrücker Hauptzeuge! Mit Entsetzen blieben sie dicht davor stehen und priesen mir einstimmig mit Geschick einen meinen zweiten Geschmack! Es war um als der Haut zu fahren!

Anfangs hielt ich es für unterlistig verzweifelte Ironie, bis ich eines Besseren belehren mußte, daß mein Muster Nachahmung fand. Dies hier ist schon das vierte, das auf diese Weise Tannenbrück schmückt. Und der Malermeister dankt mir in „Den Dorfarten, weil sein Geschäft sich dadurch gehoben hat. Ich aber sitze als der geistige Urheber dieses schaudererregenden Unfugs „mittenmang" und trage eine Gänsehaut über die andere, sowie ich den Fuß vor die Thür setze!

Wenn Sie jemand wissen sollten, der sich für Tannenbrück interessirt — — ich verkaufe billig! . . ."

Humoristisches.

— Durch die Blume. Wirt: „Na, was schmeckt Ihr mei' Hasebrätle? . . . Mit Wurst ess'n?"

Gast: „Ja — nein!"

— Durchschaut. Gestern verunglückte unser 10 jähriges (Lieblingsrind) Bäckers, der sich nun mürrisch nach der Schule zurückzieht, ein Milchtiegelzerger.

— Sonntagsgruß. — Vater: „Na, wie wollen wir unsern Jüngsten nennen?"

Gattin: „Dietrich, da passt für' prächtigen Beruf!"

— Höfliche Aufforderung. Kr: „Wie lange besitzen Sie diesen tollen Sonnenschirm?"

Br: „Morgens, mittags und abends, je ein ganz Stunden".

— Bekannt. Sie: „Schauen Sie, Arthur, Du hast meine Dame von uns vorgestern!"

Er: „Ja, liebes Kind, ich kenne sie nur entfernte Verwandte!"

— Hochzeitsvorbereitungen. Kurzes, dem bedauernden Herrn mein wohlstattetes Haus an Damen. Dasselbe umfaßt: eine Gesamtzahl von 2000 Perlen.

— Dilemma. Reisender (in seinem Bett sitzend, die Uhr in der Hand): „Sechs Uhr! Bis jetzt hat ich noch nicht gewußt, wann ich aufstehen werde. Ich werde jetzt den Tag verfluchen!"

— Zurückgegeben. „Mimi, Hannchen doch nicht so mit dem Messer das macht mich nervös!"

„Und Du klappern mich so mit den Augen, das macht mich noch nervöser!"

Litt sieben Jahre

Nichts half ihm bis er „Fruit-a-tives" einnahm.

Albert Barner

Buckingham, Que., 3. Mai 1915.

Sieben Jahren lang litt ich schrecklich an Kopfschmerzen und Unverdaulichkeit. In meinem Magen hatte ich aufsteigende Gase und nach jeder Mahlzeit verspürte ich in meinem Munde einen bitteren Geschmack; zeitweise hatte ich Anfälle Uebelkeit und Erbrechen und litt auch an chronischer Verstopfung. Ich konsultierte mehrere Aerzte, schließlich an einen Spezialisten in Boston, ohne jedoch irgend einen Nutzen zu erzielen. Ich versuchte auch viele Medizinen, aber keine schien mir zu helfen. Schließlich riet mir ein Freund, „Fruit-a-tives" einzunehmen. Ich befolgte seinen Rat; nahm diese großartige Medizin ein, und bin jetzt gesund. Ich bin „Fruit-a-tives" sehr dankbar, und jedem, der eine zerrüttete Gesundheit, Verstopfung oder Unverdaulichkeit leidet, oder überhaupt einen schlechten Magen hat, rate ich „Fruit-a-tives" einzunehmen. Er wird sicher geheilt werden."

Albert Barner.

50c eine Schachtel, 6 für $2.50, Probegröße 25c. Zu haben bei allen Händlern oder Portofrei nach Empfang des Preises von Fruit-a-tives, Limited, Ottawa.

Gefangene Franzosen aus den letzten Kämpfen vor Verdun.

CASTORIA

Für Säuglinge und Kinder

IN GEBRAUCH SEIT MEHR ALS 30 JAHREN

Immer mit der Unterschrift von Chas. H. Fletcher

Zur Unterhaltung und Belehrung

Mein Garten.

Von Madele te Schulze.

Stumm ruht die Welt — ein sattes, müdes Schweigen
Liegt über meinem sommerreifen Garten;
Ein Stillesein — kein Hoffen, kein Erwarten,
Ein leises Ahnen schon vom Abwärtssteigen.

Da kommt der Sturm und greift in meine Bäume
Und rüttelt sie, daß ihre Stämme beben —
Mein Herz wacht auf und jauchzt: Noch darf ich leben!
Zerreiße, Sturmwind, meine trüben Träume!

Die Wolken jagen, und die Donner rollen,
Und Regengüsse gehen rauschend nieder.
In meiner Seele jubeln tausend Lieder
Vom selig heiligen Genießenwollen.

Sommerschlaf bei Pflanzen und Tieren.

Der Sommerschlaf bei Pflanzen und Tieren ist im allgemeinen viel weniger bekannt als der Winterschlaf. Er bildet gewissermaßen ein Gegenstück zu ihm nicht nur der Zeit, sondern auch der Ursache nach. Denn während der Winterschlaf, wie es schon die Alten wußten, im wesentlichen durch Mangel an fester Nahrung bedingt wird, hängt der Sommerschlaf in erster Linie mit dem Mangel von Flüssigkeit zusammen. Auf der südlichen Halbkugel fällt er daher mit der sogenannten Trockenheit zusammen, und es verdient bemerkt zu werden, daß es dort auch zu einem Sommer- oder Hitzelaubfall kommt. Solcher Laubfall ist neben einigen anderen Einrichtungen geeignet, die Bäume während ihres Sommerschlafes vor zu starker Transpiration zu bewahren. Mehr noch dürfte der Sommerschlaf der Tiere interessieren. Diesen halten in den Tropen viele wirbellose, aber auch manche Wirbeltiere. Häufig kommt es dabei zu einer sogenannten Encystierung, sonderen erhärtenden Sekrets. Einige schlafende Arten sind die Blutegel, die Schnecken, manche Insekten, Spinnentiere und Amphibien. Der bekannteste sommerschlafende Fisch ist der Lurchfisch Zentralafrikas, der die Trockenzeit eingekapselt im Bodenschlamm verbringt, nachdem die Sonne sein Wohngewässer verdunstet hat. Von den Warmblütern erwähnen wir noch den Borstenigel auf Madagaskar, der dort die Trockenheit ebenso verschläft, wie bei uns der Igel die Winterzeit. Doch gibt es einige Fälle von Sommerschlaf bei Tieren auch in unseren Breiten. So verschließen bei langer Dürre die Landschnecken ihre Gehäuse mit einem Schleimdeckel und verfallen in Schlaf, wobei dann, wie bei den übrigen Tieren im Winterschlaf, die Herz- und Atemtätigkeit verringert ist. Bei Tieren, die vermöge ihrer Bauart einen längeren Mangel an Nahrung oder Flüssigkeit nicht ertragen können, gibt es weder einen Winter- noch einen Sommerschlaf, z. B. bei den Vögeln.

Ein König, der seinen Bart verpfändete.

Als es den Kreuzfahrern gelungen war, ein „Königreich Jerusalem" zu begründen und Balduin I., den Bruder des tapferen Gottfried von Bouillon, zu dessen Herrscher zu machen, fehlte es dem neuen Reiche, das mit keinen regelmäßigen Einnahmen rechnen konnte, häufig an den erforderlichen Geldmitteln. Unter dem Vetter und Nachfolger des ersten Königs von Preußen, Balduin II., stieg die Noth auf's äußerste. Die Gläubiger des Fürsten wurden in ihren Mahnungen immer stürmischer und beruhigten sich erst, als er ihnen seinen — Bart verpfändete. Als der neue Zahlungstermin herankam und der König die Forderungen der Wanichäer nicht befriedigen konnte, bestanden diese auf ihrem Schein und wollten mindestens die Genugthuung haben, dem König den Bart abzuschneiden. Sie hatten aber ihre Rechnung ohne die Königin, eine armenische Fürstentochter, gemacht. Diese bewog, um ihrem geliebten Gemahl die Manneszierde zu erhalten, ihren Vater, die Gläubiger abzufinden, und des Königs Bart war gerettet.

Die Expedition nach Soissons.

(Aus den Memoiren Alexander Dumas.)

Beim Ausbruch der Julirevolution von 1830 war ich sicherlich noch ein sehr junger Mann. Ich sah im Leben nichts weiter, als eine „Reihe höchst interessanter Tableaus", und vielleicht gerade darum nahm ich schon an den ersten aufregenden Szenen der hereinbrechenden Ereignisse lebhaften Antheil. Ich plänkelte mit. Ich hatte gehört, wie Lafayette die Bemerkung machte: „Wenn der König von Preußen auf Paris marschieren sollte, wird kein Pulver vorhanden sein, um ihn zu empfangen." Sofort legte ich mir einen kecken Plan zurecht und schlug dem General vor, nach Soissons zu gehen, das ich sehr gut kannte, und mich einfach des Pulvermagazins zu bemächtigen, das die Stadt besaß. Lafayette lachte nicht wenig über den sonderbaren Einfall, willigte aber dennoch ein, mir einen Paßschein an den General Gerard auszustellen, dem ich aus eigener Machtvollkommenheit kurz und bündig den Rath hinzufügte: „und wir empfehlen Ihnen den Plan des Herrn Dumas". Mit einiger Schwierigkeit erhielt ich von Gerard daraufhin eine Requisitionsordre an die Behörden von Soissons: „um etwas Pulver". In dieser Ordre fügte ich noch der Unterschrift Gerards, ohne lange zu überlegen, den Titel „Kriegsminister" bei, ein eindrucksvoller Rang, den freilich nur ich dem General bis auf weiteres verleihen hatte. Daß Dokument in der Tasche, ging ich dann wieder zu Lafayette und überredete den alten Patrioten, mir noch eine Art Empfehlungsbrief „an die Bürger Soissons zu schreiben, worin „Alexander Dumas, einer unserer Kombattanten," als geeignete und durchaus würdige Persönlichkeit vorgestellt wurde, der man das Pulver ohne Bedenken anvertrauen dürfe. Dann ging ich ruhiger Zuversicht voll auf mein Abenteuer los.

Es war etwa 3 Uhr Nachmittags am 30. Juli 1830. Ich hatte mich eben erst auf den Weg gemacht, als ich einen jungen Malet — er zählte ganze neunzehn Jahre und hieß Bard — durch Zufall auf der Straße traf. Ich forderte ihn auf, sich mir anzuschließen. Er willigte gleich begeistert ein und schickte zunächst nochmals in seine Wohnung zurück, damit man seine beiden Pistolen und sein Pferd hole, indes ich selbst in einem Cabriolet nach Le Bourget vorausfuhr. Le Bourget war damals die erste Poststation, wenn man nach Soissons fuhr, und ich war kaum angekommen, als ich dem Postmeister auch schon die Briefe von Lafayette und Gerard unterbreitete. Ich berief mich auf sie und verlangte Wagen und Pferde für meine Mission. Der Postmeister war nicht nur freundlich, seine Liebenswürdigkeit war geradezu bestrickend, und er gab mir sofort, was ich nur verlangte. Dann ging ich hin und kaufte einige Stücke Calico, roth, weiß und blau, nähte sie zu einer Tricolore zusammen und nagelte sie an einen Besenstiel. An der Postchaise befestigte ich ihn. Bard war inzwischen nachgekommen, und so brachen wir wieder von Le Bourget auf. Wir hofften, Soissons gegen Mitternacht etwa erreichen zu können. Der Postmeister schüttelte freilich zu alledem ein wenig den Kopf, aber so viele Wunder, bemerkte er, nähen in den letzten drei Jahren schon passirt, daß er sich auch über unsere Expedition nicht weiter wundern wollte. Während wir durch all die verschiedenen Dörfer jagten, die noch vor Soissons lagen, verursachte unsere Flagge die größte Aufregung. Mein Gefährte war ganz entzückt, wie glücklich alles von statten ging, nur meinte er, daß wir eigentlich auch einen Kriegsruf haben müßten.

„Nun, so rufe immerzu," antwortete ich, „während du rufst, werde ich ein wenig schlafen."

Die größte Schwierigkeit für uns bestand aber darin, den passenden Kriegsruf auch zu finden. Erst nach einigem Zögern einigten wir uns auf das immerhin schon etwas verbrauchte „Vive la république!" Mein Maler steckte also, so oft er konnte, den Kopf zum Fenster hinaus, ließ unsere Flagge wehen und brüllte, was er vermochte. Auf der Landstraße trafen wir eine Postchaise, die nach Paris fuhr, und ihr Insasse, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, fragte uns nach Neuigkeiten.

„Das Bourbon ist genommen!" schrie, aufgeregt der Maler. „Die Bourbonen sind geflohen! Eine provisorische Regierung ist eingesetzt. — Vive la république!"

Der fünfzigjährige Herr kreuzte sich hinter den Ohren und setzte seine Reise fort. An der nächsten Station erhielten wir einen alten Postillon zugewiesen, der sich darauf versetzte, uns in einem Schneckentrab zu fahren und auf alle unsere Einwände verbissen antwortete: „Ueberlassen Sie das nur mir! Jeder muß sein eigenes Handwerk am besten verstehen." Zuletzt trieb ich selbst durch das Wagenfenster mit einem Stock auf die Pferde ein und sie setzten sich in Galopp. Wüthend hielt der Postillon an, schwor, daß er seine Pferde ausspannen wolle und begann, seine Drohung wahrzumachen. Darauf gab ich ihm mit meinem Pulverbeutel eins auf den Kopf und bedrohte ihn so, daß er, vor Schrecken stumm, vom Bock fiel. Ich ließ ihn liegen, zog mir seine grünen Postillonstiefel an, kletterte selbst auf den Bock und jagte mit dem Wagen der nächsten Station zu. Bald erreichten wir mein altes, vertrautes Villers-Cotterets. Die ganze Stadt, man kann sich das leicht denken, geriet in nicht geringe Aufregung, als die Postchaise mit der Tricolore erschien, auf dem Bock ein heftig gestikulirender Landsmann der guten Bürger. Trotz der späten Stunde eilten alle aus ihren Häusern und stürmten auf das Postamt. Man stellte mir tausend heftige Fragen. Was sollte das alles nur heißen, diese Flagge, die Pistolen! Und ich, der ja alle die Leutchen kannte, berichtete nun die Ereignisse der letzten Tage. Man bestand darauf, daß ich mich kurze Zeit wenigstens im Heimathsorte aufhalten und etwas genießen sollte. Ich wurde in das Haus eines alten Freundes geführt, wo ein größter Haufe für ein Abendbrot gesorgt wurde. Spielkameraden aus der Kindergeit drängten sich um mich und lauschten eifrig, während ihr alter Freund ihnen zwischen zwei Bissen mit vollgestopftem Munde vorbeplauderte und erzählte. Der Schilderung der aufregendsten Szenen lauschten alle in Villers-Cotterets mit Entzücken und Bewunderung, aber als ich auf meine Expedition zu sprechen kam, als ich ihnen ankündigte, daß ich allein mich des Pulvers in der mörderisch besetzten Stadt Soissons bemächtigen wolle — einer Stadt, die achttausend Einwohner und eine Garnison von achthundert Mann hatte —, da schauten sie mich zweifelnd an und gaben nicht unbeutlich zu verstehen, daß ich verrückt geworden sei.

Da wandte ich mich an meinen Kampfgenossen Bard. „Was sagte ich, alt, ich dir vorschlug, an dieser Expedition theilzunehmen?"

„Du fragtest," erwiderte Bard prompt, „ob ich Courage genug hätte, mich mit dir erschießen zu lassen."

„Und was sagst du jetzt?"

„Daß ich noch immer dazu bereit bin."

Ueber diesen Heldenmuth wußten sich meine Landsleute lange nicht zu fassen. Einer meiner Jugendfreunde trat vor und erbot sich, mich ungefährdet nach Soissons hineinzubringen, da der Thorwart ein Kamerad von ihm war. Ich erhob mein Glas und trank auf glückliche Wiederkehr am folgenden Abend.

„Rüsten Sie zu einem Mittagbrot für zwanzig Mann!" rief ich dem Wirth zu, „es wird verzehrt werden, — gleichviel, ob Sie uns lebend wiedersehen oder tobt. Hier sind zweihundert Francs!" Der Wirth meinte, daß es auch morgen Zeit mit der Bezahlung hätte. „Aber wenn ich erschossen werden sollte?" „Dann zahle ich," erklärte Cartier, der Wirth, nicht wenig stolz. Und man rief: „Hurra, Cartier!" Es blieb mir nichts anderes übrig, als meinen Wein auszutrinken.

Das war gegen elf Uhr. Die Pferde wurden wieder angeschirrt und zu Dritt, ich selbst, Bard und Hutin, der uns durch die Thore von Soissons schmuggeln sollte, brachen wir zu unserem Wagestück von neuem auf. Gegen 1 Uhr hatten wir die Thore von Soissons erreicht, die wir ungehindert passirten, da es sich der Thorwart nicht träumen ließ, daß an ihm vorbei die Revolution in die Stadt einzog.

(Fortsetzung folgt.)

Erdäpfel einst und jetzt.

(Lesen sehr lange nach ihrer Einbürgerung unter Vorurtheil.

Beinahe jedes Kind kennt, mindestens aus irgend einem Schulbuch, das Geschichtchen, wie Sir Francis Drake die Kartoffel in Westindien kennen gelernt und sie der europäischen Kulturwelt erschlossen habe. In Wirklichkeit kann man Francis Drake hinsichtlich ein anderes Verdienst beimessen, als einen Beitrag dazu, die Kartoffel in Europa bekannter gemacht zu haben, was noch keineswegs gleichbedeutend mit der Volkstümlichmachung ist.

Es sind manche widersprechende Angaben über die Frühgeschichte der Kartoffel verbreitet. Sicher aber ist, daß schon mindestens zwei Jahrzehnte vor Drake die Kartoffel nach dem einen oder andern Teil Europas gebracht wurde, wenigstens in zwei Fällen, und daß die Spanier sie zuerst von Peru weiter verbreiteten, wo sie schon in vorgeschichtlicher Zeit eine Nationalspeise der Eingeborenen bildete.

Aber so unglaublich dies auch manchen klingen mag: die allgemeine Nichtbeachtung dieses hochwichtigen und als unentbehrlich für die Menschheit geltenden Nahrungsmittels ist noch immer verhältnismäßig neu! Kenner der amerikanischen Kulturgeschichte versichern, daß noch vor weniger als hundert Jahren die Kartoffeln von den meisten amerikanischen Farmern als eine wirkliche Neuheit angesehen worden sei. Und heute erzeugen die Ver. Staaten jährlich etwa 400 Millionen Bushels derselben, und die jährliche Produktion der Welt kommt auf rund 6000 Millionen oder 6 Milliarden Bushels. Würde diese Ernte in der Weise gleichmäßig verteilt, so waren für jeden Weltbürger — Mann, Weib und Kind — etwa vier Bushels zum Verzehren vorhanden.

Unter dem instinktiven Vorurteil gegen alle neuen Nahrungsmittel — nicht wegen des Verzehrens allein, sondern auch wegen des Anbaues, soweit es sich um Bodenfrüchte handelt — hatte aber die Kartoffel ganz besonders zu leiden. In manchen Fällen allerdings half die bittere Not das Vorurteil überwinden. In Deutschland trug hauptsächlich der dreißigjährige Krieg mit seinem Gefolge von Nahrungsmangel zur Verbreitung der Kartoffeln bei. In den meisten andern europäischen Ländern dauerte es damit viel länger; und im allgemeinen erlebte die Kartoffel erst beim Beginn der ersten französischen Revolution ihren europäischen Haupttriumph. Und selbst dann mußte sie dem Irrglauben durch die beharrlichen Bemühungen des französischen Menschenfreundes Parmentier förmlich aufgezwungen werden.

Parmentier bewirtete eine große Anzahl Suppenessen für das hungernde Volk von Paris, und hierfür paßten ihm die Kartoffeln, welche er übrigens erst in Deutschland kennen gelernt hatte, ganz vortrefflich. Er gaben auch ohne Fleisch oder Knochen eine dankbare und gesunde Suppe, welche den Hunger wenigstens eine Weile beschwichtigen konnte. Wie immer man die Kartoffeln als Speise kennen lernte, begehrte man nicht sie anzubauen; und langsam erwachte die Wahrheit der Kartoffel. Die Franzosen nennen noch heute die Kartoffelsuppe zu Ehren von Parmentier; — das ist die einzige äußerliche Anerkennung, welche er gefunden hat; aber er hat ja überhaupt keine gesucht, außer dem Erfolg der von ihm geführten Bewegung. Irrtümlich hat er wohl mehr dafür getan, als der Schulbuch-Held Drake, diese Staple Nahrung, welche in der ganzen weiteren Menschheits-Geschichte einer so wesentliche Rolle spielen sollte, dem Volke zu erschließen.

Was wären z. B. die Irländer ohne die Kartoffel? Und noch ist es, als die nährenden Knollen zum ersten Male schon vor Drake nach Irland gebracht wurden, aufsteigend wie wundern dort eingefallen, den Anbau zu versuchen. In den meisten Ländern blieb eben die Kartoffel noch sehr lange, nachdem sie allgemeinhin bekannt geworden war, eine bloße Kuriosität.

Die Incas von Peru hätten große Goldschätze, welche ohne Zweifel die Eroberungen dieser Jahrhunderte waren; und das Gold — das vermutete Gold vom „Indien" — war es ja hauptsächlich, was Columbus nach Westen führte oder Unterstützung für sein Unternehmen hervorrief, und was Cortez nach Mexiko und Pizarro nach Peru führte. Spanien wurde zeitweilig die reichste und mächtigste Nation Europas, und dies wurde dem peruanischen Gold zugeschrieben. Aber die Zuführung der peruanischen Kartoffel war ein weit bedeutsamerer Ereignis für die Weltgeschichte, als alles Gold der Incas! Und es klebte kein Fluch an ihr.

Japanische Frisuren.

Die japanischen Frisuren, die sich neuerdings in der englischen Gesellschaft einbürgern, sind unstreitig unter allen modernen Haarfrisuren die „sprechendsten". Denn aus der Art und Form der Frisur kann man nicht nur das Alter der Japanerinnen erkennen, sondern man kann auch herauslesen, ob die betreffende Dame noch ledig, schon verheiratet oder wieder frei, d. h. Witwe ist. Junge Mädchen, die einen Mann suchen, tragen ihr Haar vorne recht hoch und ordnen am Hinterkopf die Haarflechten sicher- und schmetterlingsartig an, wobei sie Silberschaum oder kleine farbige Vögelchen einflechten. Eine Witwe, die sehnsüchtig nach einem zweiten Gatten ausschaut, bindet ihren Haarkranz rings um eine Nadel auf, die am Hinterkopfe horizontal plaziert wird. Wenn eine Witwe jedoch ihrem „Seligen einig treu bleiben will, schneidet sie sich das Haar ab, so daß es nicht länger ist als eine Handbreite, und kümmt es ohne jeglichen Schmuck nach hinten. Wenn man diese „sprechenden" Frisuren bei uns ebenfalls einführen wollte, wie mancher Groschen würde dann für Zeitersparnisse gespart werden, man könnte dann ja seine Gefühle und Wünsche durch die Frisur ausdrücken und die Jünglinge „an den Haaren heranziehen".

— Gedankensplitter. Es ist merkwürdig, daß die Menschen, denen es in die Butze regnet, meistens auch dem Trocknen sitzen.

— Berechtigte Neugier. Michel (der in der Lotterie gespielt, aber nichts gewonnen hat): „Da liest's immer: ‚Der Dumme hat's Glück!' Jetzt möcht i doch wissen, wer dumm wo eigentlich sein muß, bis man noch g'winnt!"